

Grab, über die Bestattung und das Erbe bis hin zu lebensverlängernden Maßnahmen sollte alles möglichst vom Individuum selbst geregelt werden, damit die Unsicherheit im Fall der Fälle reduziert wird. Organisation und die Äußerung individueller Wünsche geben Halt und Sicherheit im Angesicht der unsichersten aller Situationen im Leben: dessen Ende. Dies ist, wie Schneider (2005) sagt, der »gesicherte Tod« (siehe unten).

Einige Diskussionspunkte wurden bereits in die Analyse eingewoben und sollen daher an dieser Stelle nicht allesamt wiederholt werden. Es wurde gezeigt, wie Individuen mittels des *shūkatsu*-Modell-Subjekts durch Autonomie und Konsum regiert werden und wie sie dazu angerufen und angeleitet werden, sich gemeinschaftsorientiert um ihr eigenes Ableben zu kümmern. Dies wurde mit Lessenich als »neosoziale Gouvernementalität« theoretisch gefasst. Neben den bereits erfolgten Diskussionen soll hier nun abschließend ein Abgleich zwischen dem Modell-Subjekt und den tatsächlichen Subjektivierungsweisen erfolgen. Danach soll die Vorbereitung auf das eigene Ableben in Japan, die unter dem Begriff *shūkatsu* firmiert, in Bezug zur thanatosziologischen Diskussion in Deutschland gesetzt werden, um die Bedeutung japanologischer Forschung für die deutschsprachige Sozialwissenschaft aufzuzeigen. Auf diese Weise erscheint der Fall Japan als eine Flexion neoliberal ausgerichteter Gesellschaften, die mit ähnlichen demographischen Ausgangssituationen umgehen müssen.

5.1 Wie wirksam ist die Anrufung?

Um der Frage nachzugehen, wie »wirksam« die Anrufung ist, d.h. ob und wenn ja, wie sie bei den Angerufenen ankommt und in tatsächliches Handeln übersetzt wird, sollten das Modell-Subjekt und die Ergebnisse aus der Analyse der Interviews mit den Nutzer*innen (die tatsächlichen Subjektivierungsweisen) in einem letzten Schritt noch miteinander abgeglichen werden. Vorab sei allerdings erneut daran erinnert, dass die *shūkatsu*-Praxis und deren Argumentationsweise inklusive einiger Plausibilisierungen der Notwendigkeit (die *Urgence*) durch die Anbieter kein unilinearer Prozess ist, bei dem die eine Seite Anrufungen formuliert, denen die andere ausgesetzt ist. Ebenso wenig werden Subjektpositionen in einem hermetisch abgeschlossenen Raum am Reißbrett entwickelt und dann den Adressierten lediglich präsentiert. Vielmehr entstehen Subjektpositionen in Aushandlung mit den Adressierten und werden modellhafte Praktiken etwa von konkreten Individuen und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens (wie z.B. dem Journalisten Kaneko Tetsuo) abgeleitet. Dennoch ist zu beachten, dass die Adressierten bei der Formulierung von Subjektpositionen nicht im selben Umfang eine Sprecherposition innehaben wie die Anbieter, also legitimiertes Wissen über die »korrekte Art« der Lebensendplanung auch öffentlich hörbar präsentieren und durchsetzen können.

Sie sind an der Ko-Konstruktion des Modell-Subjekts nur insofern beteiligt, als sie von den Anbietern zum Zwecke der Erstellung und Optimierung ihrer Angebote einbezogen werden, z.B. über Umfragen und Kundengespräche.

Betrachten wir zunächst die Punkte, an denen das Modell-Subjekt mit den tatsächlichen Subjektivierungsweisen übereinstimmt. Der zentrale Punkt, an dem die Rhetorik der Anbieter mit derjenigen der Nutzer*innen in eins fällt, ist der des Nicht-zur-Last-Fallen-Wollens. Dies erwies sich als die stärkste Triebkraft für eine individuelle *shūkatsu*-Praxis. Dabei handelt es sich wie gesagt nicht um die Aussage: »Ich will mich nicht um meine Eltern kümmern«, sondern um die Entpflichtung der Kinder durch die Elterngeneration, sich um sie kümmern zu müssen. Dies geschieht, wie gezeigt wurde, in vielen Fällen auf Grund der individuellen Erfahrung oder der Beobachtung im Umfeld, dass die Pflege der eigenen Eltern und die Verwaltung deren Nachlasses als Last empfunden wurden, und dem darauf basierenden Entschluss, dies den eigenen Kindern nicht zumuten zu wollen. »Ich möchte niemandem zur Last fallen« ist damit ein Freispruch der Anderen von vormals selbstverständlichen Pflichten. Für diese wird es durch diesen Freispruch legitim auszusprechen, dass sie sich eben auch nicht kümmern wollen. Die *shūkatsu*-Industrie übernimmt nun die Rolle, diese neue Norm weiterzutragen und damit zu deren Verfestigung beizutragen. Sie ruft als Subjektivierungsregisseur die Individuen dazu auf, sich selbst um ihr eigenes Ableben zu kümmern, anstatt sich auf die Familie zu verlassen. Nicht nur trägt die *shūkatsu*-Industrie die neue Norm in die Welt, sondern als Beratungsindustrie stellt sie hierzu auch ein Handlungswissen zur Verfügung, wie mit diesem Problem praktisch umgegangen werden kann. Das Handlungswissen ist dabei unmittelbar mit konsumierbaren Produkten verwoben.

Weiterhin lässt sich auf der Seite der Angerufenen durchaus eine Tendenz beobachten, die Norm, das eigene Lebensende selbst zu planen, zu internalisieren. Entweder sind die Nutzer*innen ohnehin aktiv oder sie äußern das diffuse Gefühl (*bon'yari to*), »darüber wohl einmal ernsthaft nachdenken zu müssen«. Diese Gruppe der potentiell Aktivierbaren dürfte im Fokus der *shūkatsu*-Industrie stehen. Dies sind wahrscheinlich dieselben Personen, die auch in den quantitativen Umfragen (vgl. Abschnitt 4.4.1) angeben, sich in Zukunft damit beschäftigen zu wollen. Wie ich gezeigt habe, lassen sich die Einzelnen jedoch entweder erst über Erlebnisse des Sterbens im unmittelbaren Umfeld aktivieren (zumal wenn sie familiär für Grab, Bestattung und Aufräumen zuständig sind), was von den Anbietern nicht beeinflusst werden kann. Oder aber sie lassen sich über die wiederholte Anrufung auf verschiedenen Diskursebenen, z.B. über das Erreichen einer sozialpolitischen Altersgrenze oder anderer »Meilensteine«, dazu überreden, sich doch »mal mit diesem *shūkatsu* zu beschäftigen«. Auf jeden Fall deutet schon die Äußerung, sich damit einmal beschäftigen zu wollen, auf die Internalisierung der Norm und damit auf ein erfolgreiches Wirken des Diskurses hin.

Damit erschöpfen sich allerdings auch schon die Gemeinsamkeiten zwischen den Diskursen der Anbieter und den Äußerungen der von mir interviewten Nutzer*innen. Das fängt schon damit an, dass selbst unter denjenigen, die ihr Lebensende planen, mitunter eine ablehnende Haltung gegenüber dem Wort *shūkatsu* vorzufinden ist. Das Wort *shūkatsu* und die damit verbundene Industrie waren den Nutzer*innen in vielen Fällen entweder gar nicht bekannt oder nur flüchtig aus Fernsehen und Zeitung. Erst durch meine Einladung zum Interview haben sich manche Interviewpartner*innen überhaupt erst mit dem Wort beschäftigt. Die Vorbereitung auf das eigene Ableben nahmen trotzdem die meisten in Angriff, hatten dies noch vor oder waren bereits damit fertig. Manche bezeichneten *shūkatsu* als manipulativen Marketing-Trick der Bestattungsindustrie und machten sich sogar lustig über Menschen, die ihre eigene Bestattung organisieren. Sie distanzierten sich von einem »*shūkatsu* der reichen Leute« und gaben an stattdessen ein »einfaches *shūkatsu* der gemeinen Leute« zu betreiben. Andere wiederum sahen es lockerer und hatten kein Problem damit, ihre Aktivitäten als »*shūkatsu*« zu bezeichnen. Trotzdem haben fast alle meiner Interviewpartner*innen die Notwendigkeit, sich mit dem eigenen Ableben zu beschäftigen, darüber nachzudenken und Vorkehrungen zu treffen, gefühlt und dies zum Ausdruck gebracht.

Die neue Norm, die Anderen von vormals selbstverständlichen Pflichten zu entlasten, indem man selbstverantwortlich für das eigene Ableben sorgt, wird von der anrufenden Seite als Möglichkeit zur Selbstverwirklichung (*jibunrashisa*) porträtiert; auf der Seite des Selbst-Erlebens spielte dieser Aspekt jedoch, zumindest in meinem Sample, kaum eine Rolle. Für die meisten drängt sich die Beschäftigung mit der Grabfrage aus einer biographischen Notwendigkeit heraus auf, entweder weil sie als Haushalt des erstgeborenen Sohnes bzw. des Haupterben/der Haupterin die Verantwortung für das Familiengrab tragen oder weil sie sich als Haushalt des Nicht-Erstgeborenen um ein eigenes Grab kümmern müssen. Die Beschäftigung mit dem eigenen Ableben wurde also in den meisten Fällen aus der individuellen Situation heraus begründet; nur einige wenige bezogen ihr Handeln explizit auf die gesamtgesellschaftliche Situation (auch wenn viele den demographischen Wandel in ihrer Erzählung als Hintergrundwissen anführten). Dennoch beziehen sich die *shūkatsu*-Anbieter in ihrer Plausibilisierung immer wieder auf den demographischen Wandel. Dies verleiht dem Programm erstens wissenschaftliche Legitimität und Autorität, zweitens soll es die zwingende Notwendigkeit (*Urgence*), sich mit dem eigenen Ableben *selbst* zu befassen, begründen. Es bewirkt außerdem, dass die Planung des eigenen Lebensendes zu einer Pflicht der Gesellschaft gegenüber erhoben wird, was unter den Stichworten »aktivierende Individualisierung«, »Responsibilisierung« und »Gemeinwohlgebot« gefasst wurde. Damit wird Gruppendruck aufgebaut: da es alle betrifft, müssen auch alle an der Bewältigung des Problems mitarbeiten, keine*r soll sich dem entziehen können. Das *shūkatsu*-Programm ist vielen vielleicht auch deshalb ein Dorn im Auge, weil sie eben die

»Notwendigkeit über den eigenen Tod selbst nachzudenken« selbst spüren und sich dessen bewusst sind, dass sie sich dieser Forderung nicht entziehen können, sich aber auch nicht von der Bestattungsindustrie in dieser Not ausnutzen lassen möchten. Dies kann als eine Verweigerung gelesen werden, sich selbst nur als Konsument*in von Lebensenddienstleistungen konzipieren zu lassen, jedoch nicht als Weigerung, den eigenen Tod zu organisieren (und sei es nur, indem sie aufräumen und damit der Nachwelt vermitteln, sie seien immerhin nicht untätig geblieben). Das heißt, dass die Nutzer*innen sich gegen eine Kommerzialisierung verwehren, aber die Vorbereitung des eigenen Ablebens nicht ablehnen.

5.2 *Shūkatsu* als Enttabuisierung des Todes?

»In 1955 Geoffrey Gorer proclaimed that death had become the taboo of the twentieth century [...]. By 1979, however, Simpson wryly introduced his English language bibliography with ›Death is a very badly kept secret; such an unmentionable topic that there are over 650 books now in print asserting that we are ignoring the subject‹ (Simpson 1979: vii).« (Walter 1994: 1)

Die Thanatologie als die Wissenschaft vom Sterben und Tod wurde lange Zeit fast ausschließlich im Rahmen der Medizin, der Theologie und der Psychologie erforscht. Sozialwissenschaftliche Ansätze, insbesondere kritischer Art, waren bis in die 1960er Jahre kaum vorhanden und waren auch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts noch rar (Feldmann 2010: 12–13). Über lange Zeit hielt sich die These von der Verdrängung und der zunehmenden Tabuisierung des Todes in der Moderne (Knoblauch/Kahl 2016: 365). Verdrängt werde der Tod einerseits, weil er »mit den lebensweltlich fundierten Kontinuitätserwartungen menschlichen Erfahrens und Handelns bricht« (ebd. 366). Als anthropologische These deutet die Verdrängungsthese auf die prinzipielle Unerfahrbarkeit des Todes hin, aber auch auf kulturell je verschiedene Konzeptionen vom »Tot-Sein«. Ebenso deutet sich darin andererseits »die Todesverleugnung als Teil einer *Conditio Humana*« (Knoblauch/Zingerle 2005: 13) an, was so viel bedeutet, dass das tägliche Leben nicht möglich wäre ohne das Wissen um die eigene Sterblichkeit permanent zu verdrängen. Die soziologische These der Verdrängung des Todes meint jedoch etwas anderes. »Man könnte Verdrängung des Todes als einen der konstitutiven Topoi in der Selbstbeschreibung der Moderne ansehen, der spätestens mit Freud zum Durchbruch kam und bald auch populäre Formulierungen fand« (ebd. 12). Dies komme in Geoffrey Gorers Begriff der »Pornographie des Todes« zur Geltung: der Tod sei in der modernen Gesellschaft ebenso ein Tabu wie der Sex, er sei ebenso mit Scham besetzt und sei mithin nur noch in privaten, intimen, quasi-geheimen Bereichen des Lebens vorzufinden (ebd.). Der französische Historiker Philippe Ariès brachte dies mit der Figur des